

Weihnachten in „St. Paul“.

Ruft auch unsere Orden.

Gebet Freiheit den Orden, — allen Orden! Zufriedenheit lehrt die freiwillige Armut. Ein Zügel der Leidenschaft ist das Beispiel der Keuschheit. Und wer Gehorsam gelobt, predigt Achtung vor Obrigkeit und Gesetz.

Ein Hort des Gottesglaubens ist die katholische Kirche.

Die beste Truppe im Kampfe gegen Unglauben und Umsturz sind die katholischen Orden.

Darum fordert unsere Liebe zum Vaterland, darum fordern wir kaisertreue deutsche Männer:

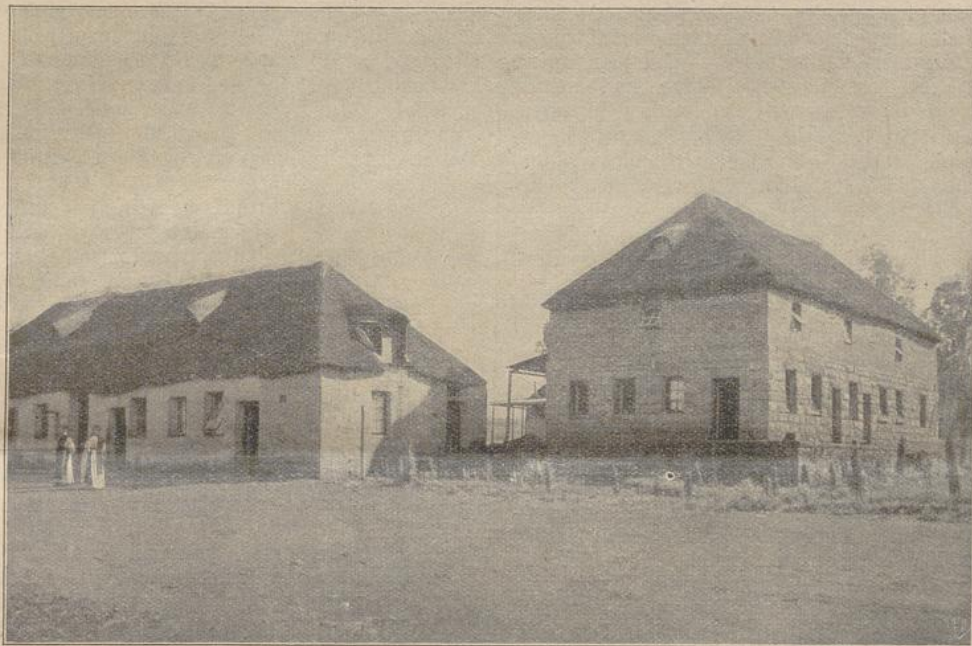
Freiheit der Kirche!

Freiheit den Orden!

(Donnernder, anhaltender Beifall!)

stiller Ruhe; um fünf Uhr früh eilte neuerdings alles der Kapelle zu, um nach der Morgenbetrachtung den vielen heiligen Messen beizuwohnen. (St. Paul zählt gegenwärtig fünf Ordens- und zwei Säkularpriester.)

Um halb neun Uhr war Prim und Terz, hierauf feierliche Einkleidungen eines jungen Priesters aus der Diözese Rottenburg. Fürwahr ein schönerer Tag läßt sich für eine derartige Feier wohl kaum mehr denken. „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“, so begann unser Hochw. Vater Superior seine ergreifende Ansprache, und die gesamte Ordensgemeinde teilte mit dem neueingekleideten Priester die festigste Weihnachtsfreude. — Nach einer der jüngsten Verfügungen unseres Hochwürdigsten P. Abtes lesen alle unsere Priester am



Missionsstation Mariazell in der Kapholonie. (Links Schaffnerei und Magazin, rechts Bräuerhaus.)

Weihnachten in „St. Paul“

„Weihnachten im Schnee“, welch ein trautes, anheimelndes Bild! Und dieses Jahr wurde es uns so ganz nach Wunsch zuteil. Gerade am Vorabend vom hochheiligen Weihnachtsfeste senkte der Himmel eine lichte, hellglänzende Schneedecke herab und hüllte Flur und Wald ins schönste Weihnachtskleid. Uns „Afrikanern“, die wir Weihnachten jahrelang im Hochsommer gefeiert hatten, war diese Art von Weihnachten doppelt willkommen, frischte sie doch gar lebhaft unsere schönsten Jugenderinnerungen wieder auf. —

Es kam die heilige Nacht. Schlag elf Uhr rief uns das Glöcklein zum miternächtlichen Gottesdienst in die sinnig dekorierte Kapelle. Auf der Evangelienseite war in der Ecke eine hübsche Weihnachtskrippe aufgestellt. Ein paar rote, elektrische Lämpchen, von einem unserer Brüder angebracht, erhöhten noch den geheimnisvollen Reiz. Im Chore begann die Matutin nach dem erhebenden Zisterzienser-Nitua. Nach dem Te Deum folgte ein feierliches Hochamt mit Chorgesang, wobei auch unsere Studenten zum erstenmale kräftig mitlängen. Nach den Laudes pflegten wir auf ein paar Stündchen

25. eines jeden Monats eine heilige Messe zu Ehren des lieben Jesuskinds, damit es unserer Missionsgenossenschaft recht viele und gute Kandidaten zuführe, und die Brüder opfern in gleicher Meinung eine heilige Kommunion auf, — und nun erhielt gleichsam als augenscheinliche Erhörung unserer Bitte gerade am heiligen Weihnachtsfeste ein Weltpriester das weiße Kleid unseres Ordens. Möge ihm das liebe Jesuskind in der Krippe die Gnade der Beharrlichkeit verleihen, und ihm in Bälde eine bedeutende Zahl eifriger Genossen und Mitbrüder zuführen! Nach der feierlichen Hochmesse, die sich an die schöne Feier angeschlossen, intonierte der Kantor das „Großer Gott, wir loben dich“, in das alle Anwesenden aus innerstem Herzensgrunde miteinstimmten.

Tags darauf, am St. Stephanstage, erschien unsere stramme Studentenschaft auf dem Plane und überreichte jedem ein reichhaltiges Weihnachts-Programm. In stiller Abendstunde zwischen 4 und 7 Uhr sollte es zur Aufführung kommen. Nicht ohne Neugierde betraten wir hoch oben in unserm Neubau das freundliche Lokal. Da stand eine ganz respectable, von den Brüdern und Studenten errichtete Bühne. Den hübschen Hintergrund,

die Kulissen usw., hatte ein kurz zuvor eingetretener Postulant, seines Zeichens ein Buchdrucker, in der edlen Malerkunst aber Autodidakt, in unvergleichlicher Promptheit recht gefällig und nett hergestellt. Die Szenerie zeigte uns einen germanischen Urwald mit einer heidnischen Opferstätte; an einer Eiche hing nebst dem Opfermesser ein kahler Pferdeschädel. Das Spiel selbst versetzte uns in die Zeit, da Winfried oder St. Bonifatius Deutschlands Gauen durchzog, um unseren Altvordern durch Wort und Tat das Evangelium zu verkünden. Die Aufgabe war schwer, die kriegerischen Stämme, die jede Unbill sofort in blutiger Weise rächten, konnten nur schwer an einen Gott glauben, der einem Opferlamme gleich stumm und ohne Widerstand in den Tod ging. Dagegen wurden diese rauhen Krieger von der Liebe und Unschuld des armen Jesuskindes mächtig angezogen, und zuletzt endete der Kampf zwischen Heidentum und Christentum mit einem glänzenden Siege des Welterlösers. — Die Studenten, meist junge Leute von 17 bis 20 Jahren, machten ihre Sache prächtig und verdienten vollaus den lebhaften Applaus, der ihnen nach jedem Aufzug des vieraktigen Stückes zuteil wurde. Für die nötige Abwechslung sorgten mehrere „lebende Bilder“, sowie Gesänge und musikalische Vorträge.

Allgemein wurde der Wunsch laut, das schöne Spiel, — es führt den Titel: „Das Gotteskindes Sieg im Wodanshain“ — das für die heilige Weihnachtszeit und für künftige Missionare ganz vorzüglich paßte, ein zweitesmal aufzuführen, ein Ansinnen, dem tatsächlich am Feste der heiligen drei Könige entsprochen wurde.

Uns alle befehlte nur noch der eine Wunsch, der hl. Joseph und das liebe Jesuskind, das er auf den Armen trägt, mögen uns recht viele brave Postulanten und Priesteramtskandidaten zuführen. Kurz vor Weihnachten kam bei unserm Neubau ein zweiter Flügel, der speziell für unsere Studenten und Professoren bestimmt ist, glücklich unter Dach. Wir hoffen, daß er bis Mitte Mai oder anfangs Juni bezogen werden kann. Damit ist für neue Böglinge und Ordenskandidaten ein schöner, gesunder und ziemlich geräumiger Platz gewonnen. Wer fühlt sich von Gott berufen, hier einzuziehen? Wegen der näheren Aufnahmebedingungen wende man sich an den Superior unseres Missionshauses „St. Paul“, Post Walbeck, Rheinland.

P. Dominikus.

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Kaffer ist bekanntlich kein Freund der Arbeit, er wählt daher seinen Wohnsitz da, wo er meist von der Jagd leben kann, oder wo Hirse und Reis ohne viele Mühe gedeiht. Solche Plätze finden sich aber nicht allzu leicht, weil sich hier in Sofala die Leute in Gemeinden von drei- bis viertausend Personen zusammenhalten.

Wollen sie ihren Wohnplatz verlassen, was nur aus wichtigen Gründen und auf den Rat des Häuptlings geschieht, so stecken sie ihre aus Holz und Stroh erbauten Hütten in Brand und machen sich nach einem andern geeigneten Plage auf, den sie inzwischen auskundschaftet haben. Die Männer tragen ihre Bogen, Pfeile und sonstigen Waffen, die Weiber das Haus- und Küchengerät, das aus einem Kessel, worin sie Reis und Hirse kochen, sowie aus einigen Töpfen und Schöpflöffeln besteht. Die neuen Hütten sind in wenigen Tagen aufgebaut und eingerichtet. Sie schlafen auf Streu oder

Vinsenmatten, die sie zur Winterszeit an ein in der Hütte brennendes Feuer rücken. Um stets das nötige Brennholz in der Nähe zu haben, wohnen sie mit Vorliebe in der Nähe eines Waldes.

Solange die Jagd hinreichend Fleisch liefert, verlangt der Kaffer keine andere Speise. Fleisch zieht er überhaupt allem vor; fehlt es an Wild, so verzehrt er Affen, Mäuse und alle Arten von Fische. Gemüse liebt er nicht. Reis und Hirse dagegen sind ihm stets willkommen, weil er sich daraus ein angenehmes Getränk bereitet, das er „Bombe“ nennt. Die Zubereitung ist einfach. Man läßt Reis und Hirse zwei bis drei Tage in Wasser aufquellen und zerstampft sodann die Masse in einem Mörser zu Brei. Nun setzt man einen Stiesel ans Feuer, füllt ihn zur Hälfte mit Wasser und wirft, wenn es siedet, allmählich von dem oben genannten Reis- und Hirsebrei in gleichen Quantitäten hinein, und rührt die Mischung fleißig um, bis sie hinlänglich gekocht hat. Nun läßt man das Gebräu erkalten, benützt die Trester als Speise und das übrige als Getränke. Dieses Bombe, das man fast jeden Tag frisch braut, weil es schnell sauer wird, wirkt ziemlich berauschend und wird von den Kaffern bei Biergelagen und sonstigen Festlichkeiten oft im Uebermaße genossen.

Ein anderes Getränk bereiten sie aus gewissen Kräutern, die sie trocknen und zerreiben. Sie nehmen das Pulver in den Mund, und spülen es mit Wasser hinab. Viele versichern, daß sie nach solcher Medizin mit Leichtigkeit einen ganzen Tag lang auf jede Nahrung verzichten können.

Der Schwarze ist in hohem Grade abergläubisch. Er unternimmt keine Reise, keine Familienangelegenheit, keine Feldarbeit, oder sonst etwas von nur halbwegs bedeutendem Einfluß, ohne vorher das Los oder einen Wahrsager zu befragen. Entspricht der Erfolg der erteilten Auskunft nicht, so muß es der Wahrsager in empfindlicher Weise büßen; man wirft ihm ungescheut die größten Beleidigungen an den Kopf oder versteigt sich sogar zu körperlicher Mißhandlung. Man kann dies um so eher wagen, weil die Zauberer ihre Kunst nur im Geheimen ausüben dürfen; denn der König ist da sehr eifersüchtig. Er allein ist der rechtmäßige Zauberer im Land, und kein anderer darf es wagen, auf diesen Ehrentitel Anspruch zu machen.

Was aber tun? Die Zauberer sind verpönt, den König kann und darf man nicht wegen jeder Kleinigkeit fragen, die Zukunft aber möchte man doch um jeden Preis wissen. Der Kaffer weiß sich zu helfen. Er greift zum Los. Jeder trägt beständig einige kleine runde Holzstückchen, die in der Mitte durchbohrt sind, bei sich und bedient sich ihrer nach Art der Würfel, indem die Zahl der oben befindlichen Löcher als Anhaltspunkt für seine Vermutungen dient. Diesem Glücksspiele sind die Schwarzen so leidenschaftlich ergeben, und sie greifen immer wieder dazu, auch wenn sie hundertmal aufs schmachlichste getäuscht wurden.

Einige Kaffernstämme haben sogar, was hierzulande eine große Ausnahme ist, plumpe, aus Holz geschnitzte Götzenbilder, die sie durch Werfen der soeben genannten Würfel befragen. Gefällt dem Fragesteller die Antwort nicht, so wiederholt er den Wurf. Ist auch dieser und vielleicht auch ein dritter und vierter ungünstig, so setzt es für den Götzen Ohrfeigen und Fußtritte ab. Bessert sich der Bescheid auch jetzt noch nicht, so röstet er ihm Hände und Füße mit einem Feuerbrand, oder legt ihm einen Strid um den Hals und taucht ihn bis über den Kopf ins Wasser, will aber alles nichts